

## Rezensionen und Referate.

---

**Die Erkenntnislehre des modernen Idealismus.** Von Dr. C. Willems, Professor der Philosophie am Priesterseminar zu Trier (aus der Festschrift zum Bischofsjubiläum). Trier 1906, Paulinusdruckerei. Lex.-8°. 127 S. *M* 2.

Eine verdienstvolle Schrift Glossners aus dem Jahre 1880 führt den Titel: „Der moderne Idealismus nach seinen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Beziehungen“; das vorliegende Buch bildet eine willkommene Ergänzung des älteren. Es geht jenen „Beziehungen“ bis zu der Stelle nach, wo sie sich als Voraussetzungen entpuppen, die einer Wissenschaft, welche die Voraussetzungslosigkeit auf ihre Fahne schreibt, übel anstehen. Wie diese Voraussetzungen geradezu das Milieu bilden, in welchem sich das moderne Philosophieren bewegt, hat ein geistvoller Forscher, G. Th. Fechner, bezeugt, der sich von einer dieser Voraussetzungen: der Meinung von der nur subjektiven Geltung der Sinnesqualitäten, losgerungen hatte. In einer von Willems S. 34 angeführten Stelle sagt Fechner:

„Wie konnte ich auf solch absurde Gedanken kommen? ... ich kam nur darauf, dass man darauf gekommen ist ... Sind es doch die Gedanken der ganzen denkenden Welt um mich. Wie sehr und um was man sich zanken mag, darin reichen sich Philosophen und Physiker, Materialisten und Idealisten, Darwinianer und Antidarwinianer, „Orthodoxe“ und Rationalisten die Hände. Es ist nicht ein Baustein, sondern ein Grundstein der heutigen Weltansicht. ... Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist alles nur unser innerer Schein, eine Illusion ... Licht und Ton ... sind nur blinde stumme Wellenzüge ... die erst, wenn sie auf einen bestimmten Punkt des Gehirns treffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Mediums in leuchtende Schwingungen umzusetzen ... Gewiss ist, dass die Illusion nie weichen wird; steht das Wissen, dass es eine Illusion ist, wohl ebenso fest, und ist es nicht vielmehr wohl selbst eine Illusion?“

Mit der Subjektivierung der Sinnesempfindung ist aber an die Objektivität allen Erkenntnisinhaltes die Axt gelegt; unser ganzes Wissen wird illusionär bis auf den einzigen Satz, dass es illusionär ist; wie Leibniz den Satz vom zureichenden Grunde aufstellte, so könnte man

den modernen Idealismus in dem Satze von der zureichenden Illusion zusammenfassen.

Der Illusionsbegriff allein könnte einen genügenden Antrieb zur Prüfung der Voraussetzungen der „absurden Gedanken“ geben, der Begriff: Idealismus gibt einen zweiten. Die Geschichte der Philosophie kennt keinen krasserer Fall des Umschlagens eines Begriffes in sein Gegenteil als den Bedeutungswechsel dieses Wortes: Der platonisch-christliche Idealismus und der moderne sind *toto caelo* verschieden; Plato würde in dem letzteren die von ihm lebenslang bekämpfte Sophistik wiederfinden, wie die Scholastiker die nominalistische Irrlehre, dass es nur *formae post rem*, nicht aber *formae ante rem* d. h. *ideae* gebe. Sophistik und Nominalismus sind eben wieder verschwiegene Voraussetzungen der modernen Meinungen. Bei der Tragödie spricht man von der Peripetie des Geschickes; auch diese Peripetie der Begriffe hat etwas Tragisches. Tragisch ist jedenfalls das Bekenntnis eines modernen Idealisten, Fr. Paulsens, welches Vf. S. 126 anführt. Der Berliner führende Philosoph muss trotz seines hoffnungsfreudigen Idealismus bekennen:

„Statt des Hochgefühls, einen Gipfel erstiegen zu haben, ein Gefühl, dass es abwärts geht; statt stolzer Freude über die errungenen Erfolge und freudiger Hoffnung auf neue und grössere ein Gefühl der Enttäuschung und der Ermüdung und wie eine Vorahnung von einem kommenden Zusammenbruch . . . Der letzte und tiefste Grund ist: Der Mangel an einem Ideal, an einem herrschenden, die Gemüter erhebenden, die Willen begeisternden, die vielen zur Einheit des Strebens führenden Ideale.“

Mit Recht sieht Vf. darin eine Selbstanklage des modernen Philosophen:

„Merkwürdiges Geständnis: Trotz allem Idealismus der Mangel an einem Ideal! Und ist es nicht Paulsen selbst, der durch seine Bekämpfung der alten christlichen Ideen und Ideale von Gott, Seele, Freiheit, Unsterblichkeit, auf welchen unsere ganze abendländische Kultur beruht, den wahren Idealismus zu untergraben sucht, um seinem unechten, wirklich kulturfeindlichen die Wege zu bereiten?“ —

Zweck und Charakter von Willems' Buch ist durch das vorstehende gekennzeichnet.

Es genügt, dessen Gliederung anzugeben, womit auch das fehlende Inhaltsverzeichnis ersetzt sei: Einleitung (1—8). I. Die idealistische Lehre von der sinnlichen Wahrnehmung. 1. Die Wahrnehmung der Sinnesqualitäten (9—35). 2. Die Wahrnehmung der räumlich-zeitlichen Verhältnisse (35—58). II. Die idealistische Denklehre. 1. Die Begriffslehre des Idealismus (59—84). 2. Die Denkgesetze nach idealistischer Auffassung (84—124). III. Wirkungen der idealistischen Erkenntnislehre in der Gegenwart (125—127).

Durchgängig werden die Ansichten der Modernen, bei wichtigeren Punkten auch die Varianten, kurz vorgeführt und die zur Widerlegung

derselben dienenden Lehren der *perennis philosophia* dargelegt. Dabei wird auch der metaphysische und ethische Pseudoidealismus wiederholt berührt, was den Wunsch erwecken kann, Vf. möge auch diese im Sinne seiner *Institutiones philosophicae* 1906 in ähnlicher Weise behandeln.

Salzburg.

Dr. O. Willmann.

**Einführung in die Erkenntnistheorie.** Darstellung und Kritik der erkenntnistheoretischen Richtungen. Von R. Eisler. Leipzig 1907, Barth.

Die erkenntnistheoretischen Fragen stehen noch immer so bevorzugt im Mittelpunkt der philosophischen Arbeit, der Wirrwarr der Meinungen ist auf diesem seit Kant so schlüpfrig und schwankend gewordenen Gebiete so gross geworden, dass eine Orientierung durchaus nottut. Darum ist die zusammenfassende Arbeit von Eisler sehr zu begrüßen. Sie macht mit allen irgendwie bedeutenden Erscheinungen in der unübersehbaren Literatur der Erkenntniskritik bekannt und gibt meistens eine sehr besonnene und, namentlich wenn es sich um extreme Ansichten handelt, zutreffende Kritik derselben. Seine Stellung ist stets eine vermittelnde; er sucht nach einer richtigen Mitte zwischen Psychologismus und Logismus, zwischen Apriorismus und Empirismus, und obgleich vom Kantschen Kritizismus ausgehend, schwört er doch nicht auf die Worte des Meisters, sondern tritt ihm auch entschieden entgegen, wie z. B. in der wichtigen Frage der Phänomenalität des Ich. Auch zwischen Realismus und Idealismus als Weltanschauungen vermittelt er in seinem „Ideal-Realismus“, den er so erklärt:

„Wir verstehen unter ‚Ideal-Realismus‘ die Verbindung der Einsicht in den immanent-phänomenalen Charakter der Erkenntnisobjekte, insbesondere der Gegenstände ‚äusserer‘ Erfahrung mit der Setzung oder Anerkennung eines ‚An sich‘ dieser Objekte, eines Systems ‚transzendenter Faktoren‘ und ferner die Annahme, dass die Bestimmtheiten phänomenaler Eigenschaften und Relationen in den an sich bestehenden ‚Relationen‘ oder ‚Ordnungen‘ ihren ‚Grund‘ haben . . . Die Aussendinge im Raum sind hiernach weder Dinge an sich, noch bloss Bewusstseinsinhalte, sondern wohlbegründete Erscheinungen, objektive Phaenomena, ideelle Manifestationen, Objektivationen absolut realer Faktoren eines Selbstseins, das in und für das Erkennen zum phänomenalen Objekt, zum ‚Anderssein‘ wird, indem es in Abhängigkeit von der Gesetzlichkeit des erkennenden Bewusstseins gerät. Der Grundsatz des Ideal-Realismus ist: So viel Schein, so viel Hindeutung aufs Sein (Herbart). Nicht so sehr das Kausalprinzip ist es, was hier von der phänomenalen auf die absolute Wirklichkeit schliessen lässt, als der logische Satz vom Grunde überhaupt, die Forderung eines ‚zureichenden‘ Grundes für jede objektive, aus dem Ich nicht abzuleitende Bestimmtheit der Objekte“ (242 f.).

Noch näher wäre der Vf. der Wahrheit gekommen, wenn er aus der phänomenalen Wirklichkeit die objektive nicht erst abgeleitet, sondern in ihr selbst gefunden hätte. Beweisen können wir ja wohl die Objektivität aus der Beschaffenheit der subjektiven Phänomene, aber die ursprüngliche Erkenntnis geht unmittelbar auf die objektive Wirklichkeit. Der Vf. geht allerdings über den subjektiven Phänomenalismus Kants, der selbst das eigene Ich nur als Erscheinung gelten lässt (agnostischer Phänomenalismus), hinaus. Aber ganz hat er den Subjektivismus nicht überwunden, indem er erklärt:

„Wir können die Dinge nicht anders denken und begreifen, als es die Gesetzlichkeit unseres Intellekts und die Beschränktheit desselben gestattet. Unser Erkennen ist ein Erkennen der Dinge vom Standpunkte endlicher Wesen aus. Es ist anzunehmen, dass für ein unendliches, absolutes Bewusstsein das Seiende sich anders darstellen wird, zwar nicht etwa als ungeistig, als unlebendig, unregsam, wohl aber in einer überräumlich-überzeitlichen Form, in einer umfassenden, die Vielheit der Objekte ‚aufhebenden‘ Synthese.“

Gewiss: *quidquid cognoscitur, cognoscitur per modum cognoscentis*; aber das trifft nur inbezug auf die subjektive Seite der Erkenntnis zu, es charakterisiert die Erkenntnisweise. Wir müssen wegen unserer endlichen Erkenntniskraft das Eine durch viele Begriffe denken, wie auch das Viele durch viele Begriffe; der unendliche Geist denkt in unzeitlicher, überräumlicher Weise das Viele durch einen einzigen Erkenntnisakt. Aber unsere Erkenntnis wäre falsch, wenn, was wir als Eines durch viele Begriffe denken, objektiv ein Vieles wäre, der unendliche Geist dächte falsch, wenn er das durch eine Idee gedachte Viele wirklich objektiv für Eines hielt, wenn er das in überzeitlich-, überräumlicher Weise räumlich-zeitlich Gedachte für unräumlich-unzeitlich hielt. Der Satz: der Geist, der endliche wie unendliche, kann die Dinge anders denken, als sie sind, ist richtig, wenn das anders adverbial genommen wird (*aliter*), er ist falsch, wenn anders als Objekt genommen wird; wenn das Objekt anders erkannt wird, als es ist; wenn ein anderes als das vermeintliche erkannt wird, ist die Erkenntnis falsch.

„Der Standpunkt des Verfassers ist zunächst ein voluntaristischer Kritizismus, der die Lehre Kants weiterbildet.“ Das Werk ist darum dem „Willenstheoretiker“ Rudolf Goldscheid gewidmet. Dieser voluntaristische Ausbau der Erkenntnistheorie gereicht der Schrift nicht als Krönung. Sehr schwach ist der Beweis, den der Vf. mit Wundt für die Ausschliesslichkeit der Willenseinheiten als Bestandteilen der Welt führt: Die psychischen Tätigkeiten, welche zuerst nur willkürlich vollzogen werden können, werden durch Uebung mechanisiert. Also können die anorganischen Elemente zuvor Willenseinheiten gewesen sein.

Niemand, der noch etwas gesunden Verstand hat, wird sich durch diesen Beweis überzeugen lassen, dass die Steine einst wollende Wesen

waren. Der Gedanke selbst aber ist auch eminent absurd. Denn die Mechanisierung durch Uebung setzt ein wollendes Wesen voraus, das einen Teil seiner Funktionen mechanisieren kann; aber das ganze Wesen kann sich doch nicht in anorganische Masse verwandeln. Mechanisieren heisst aber auch nicht anorganisch machen, sondern heisst die psychische Tätigkeit so erleichtern, dass sie eines überlegten Willens nicht mehr bedarf, sie bleibt psychisch, wird nicht Anziehung, Abstossung, chemische Kraft usw.: welches die Eigenschaften der anorganischen Materie sind.

Nach der aktualistischen Auffassung der Seele, welche gleichfalls der Vf. mit Wundt teilt, ist eine Mechanisierung der Seelentätigkeiten ganz und gar unmöglich. Dieselbe verlangt, dass ein dauerndes Subjekt durch wiederholte Tätigkeit Leichtigkeit, Schnelligkeit in dieser Tätigkeit erlangt. Nun erkennen die aktualistischen Voluntaristen kein seelisches, dauerndes Wesen an.

„Die Seele ist eben nicht als eine Substanz oder als Ding an sich jenseits des Bewusstseins aufzufassen, die sich selbst unbekannt ist, sondern ‚Seele‘ ist das im Bewusstseinszusammenhange selbst sich als Einheit setzende und Erhaltende . . . Das Wesen der ‚Seele‘, jedenfalls aber der Geistigkeit besteht im Bewusstsein, im Erleben selbst, im stetigen Zusammenhange des Denkens, Fühlens, Wollens in Aktionen . . .“ (258).

Aber wie soll auch nur ein Zusammenhang, eine Einheit der psychischen Aktionen ohne dauerndes Subjekt sein, dessen Aktionen sie sind? Ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Tätigkeiten ist nicht immer vorhanden. Also muss mit dem Materialismus der Leib als das konstante Subjekt angesehen werden.

Wenn aber wirklich die körperlichen Elemente ursprünglich Willens-elemente waren, dann sind und bleiben sie gleichen Wesens mit den psychischen Elementen. Darum ist es inkonsequent, wenn der Vf. mit Wundt den psychopsychischen Parallelismus vertritt. Ein Hauptgrund, den die Parallelisten anführen, ist ja die Unmöglichkeit, dass Psychisches auf Materielles und umgekehrt einwirke. Zwischen Ursache und Verursachtem müsse Gleichwertigkeit bestehen. Nun, diese ist ja im Voluntarismus gegeben.

Ein anderer Grund, den der Vf. mit Wundt anführt, enthält eine offenbare *petitio principii*. Die geschlossene Naturkausalität soll das Eingreifen von Geistigem auf den Verlauf der körperlichen Vorgänge ausschliessen. Es ist ja eben die Frage, ob die materiellen Prozesse eine so unzerreissbare Kette bilden, dass eine psychische Kraft nicht eindringen könne. Und dann gilt, was Sigwart treffend bemerkt: Die seelischen Einflüsse gehören ja auch zum Naturlaufe.

**Thought and Things.** A Study of the Development and Meaning of Thought or Genetic Logic. By James Mark Baldwin, Professor in the Johns Hopkins University. Vol. I: **Functional Logic**, or Genetic Theory of Knowledge. London 1906, Sonnenschein (New-York, Macmillan). gr. 8°. XIV, 273 p. Sh. 10/6.

Mit diesem bedeutenden Buche liegt der erste Band einer umfassenden, auf drei Bände berechneten Untersuchung vor uns, die einen Bestandteil der von J. H. Muirhead herausgegebenen grossen *Library of Philosophy* bildet und zugleich in französischer Bearbeitung als Bestandteil der von Toulouse geleiteten *Bibliothèque de Psychologie expérimentale* erscheint.

Prof. Baldwin in Baltimore, auch uns Deutschen als Herausgeber der geschätzten Zeitschrift *The Psychological Review* sowie des eben vollendeten, grossartig angelegten *Dictionary of Philosophy and Psychology* wohlbekannt, gehört unbestritten zu den auserlesensten Denkern und fruchtbarsten Schriftstellern der Union. Neben seinem „Handbuch der Psychologie“ (2 Bde., London 1891—92) und anderen kleineren Schriften hat insbesondere sein interessantes Werk: *Mental Development in the Child and the Race* (New-York 1895, Macmillan, 1897<sup>2</sup>) ausser einer französischen auch eine deutsche Uebersetzung (Berlin 1897) gefunden, und ist seine originelle Studie: *Social and Ethical Interpretations in Mental Development* (New-York, Macmillan 1902<sup>3</sup>) in viele Sprachen übersetzt und von der kgl. Akademie der Wissenschaften von Dänemark mit der goldenen Medaille preisgekrönt worden. Durch die Tiefe und Selbständigkeit seiner Forschungen und durch seine Belesenheit in der fremdsprachigen Literatur steht Vf. mit den geistigen Strömungen Europas, besonders Frankreichs und Deutschlands, in so regem Wechselverkehr, dass er nicht nur empfängt, sondern auch sein Bestes gibt, weswegen seine Ideen auch bei uns sympathischen Widerhall finden und Wurzeln zu schlagen beginnen. Er verdankt diesen Erfolg vornehmlich seiner Methode. Denn Baldwin ist ein wahrer Meister der Kleinarbeit, des Zerfaserns verwickelter Erscheinungen in ihre Bestandteile, der Analyse des Zusammengesetzten in seine Elemente, der Zurückführung des Gewordenen auf den Prozess des Werdens. Er will auch in der Philosophie so recht die Arbeit tun, welche der Naturforscher in der Biologie leistet, indem er das Gegebene nicht eher zu deuten sucht, als bis es ins Kleinste hinein konstatiert und beschrieben worden ist. Als Psychologe von Beruf sieht er seine Hauptaufgabe darin, nicht so sehr das Fertige als das Werdende in den Brennpunkt der Untersuchung zu stellen, den verschlungenen Wegen der Seelentätigkeit bis zu ihren ersten Anfangsstadien nachzugehen und auf allen Gebieten des Seins und Wissens dem modernen Entwicklungsgedanken einen massgebenden und allbe-

herrschenden Einfluss einzuräumen, womit von selbst gegeben ist, dass er der sogenannten genetischen Methode als der zuverlässigsten vor der ontologischen unbedingt den Vorzug geben muss.

Diese ausgesprochene Geistesrichtung überträgt sich wie von selbst auch auf das Gebiet der Logik, wie vorliegender Band ausweist. Auch die logischen und erkenntnistheoretischen Probleme nämlich will Vf., ähnlich wie in Deutschland Meinong (Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie, 1904) und Lipps (Bewusstsein und Gegenstände, 1905), vor allen Dingen vom genetischen, d. i. psychologischen Gesichtspunkte aus angefasst und behandelt wissen, um so die Geisteswissenschaften nach Objekt und Methode allmählich in dasselbe Fahrwasser überzuleiten, in welchem die Naturwissenschaften sich bewegen. So wächst sich die Logik zu einer Art von „Biologie der Verstandestätigkeit“ aus, und die Formen des Denkens zu dem, was man tatsächlich schon als „Morphologie der Erkenntnis“ gekennzeichnet hat. Dass die Normbegriffe der Wahrheit und Falschheit unter dem erdrückenden Gewichte des biologischen Gesetzes der „Anpassung“ Gefahr laufen, zur blossen Relativität herabzusinken und ihren absoluten, für alle Zeiten und Verhältnisse gültigen Massstab zu verlieren, gehört mit zu den Schattenseiten dieser neuen psychologischen Schule.

Im übrigen ist jedoch die psychologische Betrachtung der logischen Funktionen des Verstandes nicht nur in sich berechtigt, sondern für jedes tiefere Verständnis unentbehrlich; denn das Denken ist, wie das Empfinden, Fühlen und Wollen, eine eminent psychologische Tätigkeit. Und wenn unsere modernen Philosophen durch Hervorkehrung dieses überaus wichtigen Gesichtspunktes weit über die aristotelische Logik hinausgehen, so ist darin rückhaltlos ein wertvoller Fortschritt der Philosophie über das Weichbild der antiken Spekulation zu begrüßen. Der gelehrte Professor macht selbst darauf aufmerksam, dass seine Logik weder mit der sogenannten „formalen (reinen, exakten) Logik“ des Aristoteles und der Scholastiker, die ja überhaupt gar nicht psychologisch verfährt, noch auch mit der sogenannten „metaphysischen Logik“ Hegels, die bekanntlich Sein und Denken in absoluter Gleichsetzung identifiziert, das Geringste zu schaffen hat. Ihm ist es einzig und allein um die „genetische Logik“ zu tun, deren Aufgabe es ist, den als „Erkenntnis“ bezeichneten Vorgang in der Seele aufs genaueste nach dem Wie, Was, Woher und Wozu zu erforschen und so gewissermassen einen anatomischen Einblick in den Organismus des Erkennens zu gewinnen. In der psychologischen Methode liegt wesentlich die Nötigung eingeschlossen, dass nicht nur die eigentlich „logische Tätigkeit“ (Denken, Urteilen, Schliessen), sondern auch die „vorlogischen“ (Interesse, Wahrnehmung, Gedächtnis etc.), ja sogar die „hyperlogischen Funktionen“ (Einfühlung, ästhetische Erfahrung etc.) in den Kreis der Betrachtung

gezogen werden. Ein ungeheueres Gebiet, das durch die drei in ebenso vielen Bänden abzuhandelnden Ueberschriften: „Funktionelle Logik oder genetische Erkenntnistheorie“ (Bd. I), „Experimentale Logik“ (Bd. II) und „Reale Logik“ (Bd. III) umfänglich begrenzt wird.

Vom Inhalt des ersten Bandes, den wir zu besprechen haben, lässt sich wegen der Ueberfülle und Unmasse des Details im Rahmen einer kurzen Rezension keine Uebersicht geben; das Werk will gelesen sein. Allerdings ist die Lektüre bei der Abstraktheit des Inhalts keine leichte Arbeit, da sie das Denken zu fortwährender Anstrengung zwingt. Trotzdem gelingt es dem Vf., das Interesse des Lesers überall zu fesseln, so dass man zuletzt gerne liest und wegen der vielen fruchtbaren Anregungen reichen Gewinn daraus zieht. Es kann natürlich nicht ausbleiben, dass der einmal beschrittene und bis zu Ende gegangene Weg zu guterletzt auf eine bestimmte „Weltanschauung“ hinausführen und die Frage zur Entscheidung bringen muss: Entweder Realismus oder Idealismus. Aber erst der dritte und letzte Band: „Reale Logik“ wird darüber Auskunft geben, wenn auch der Titel des ganzen Werkes: „Denken und Dinge“ darauf hindeuten scheint, dass die Untersuchung weder im Hegelschen noch im Kantschen Sinne zum Abschluss gelangt, sondern einem immer berechtigten Dualismus, d. i. der Anerkennung des Unterschiedes zwischen Subjekt und Objekt, Geist und Leib — hoffentlich auch: Gott und Welt — das Wort reden wird.

Breslau.

Dr. Jos. Pohle.

**Die Welt als Widerspruch.** Von G. Fred Kromphardt. Niagara Falls N. Y. 1906, Verlag des Verfassers. 23 S. *M* 3.

Vf. schliesst seine Broschüre, die voll unverdauter, nicht zu Ende gedachter Gedanken ist, mit den charakteristischen Worten:

„Meine Philosophie ist also der Gipfel, in den die gesamte philosophische Entwicklung der vergangenen Jahrtausende ausläuft. Ein Erntender wie Hegel werde ich, ein unbegabter Mensch, ein armseliger Autodidakt, ein verirrer Knabe, darum doch nicht sein, denn die Wahrheit ist viel zu rau und deshalb nur den wenigsten annehmbar.“

Wir fürchten, dass es nicht die Wahrheit ist, die uns diese Broschüre nicht annehmbar macht, und bedauern aufrichtig den Leser, der für diese zwanzig bedruckten Seiten drei ganze Mark bezahlt.

Chyrów.

Friedrich Klimke S. J.

**Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall.** Naturwissenschaftliche Studie über die Beziehungen der Seele zu den anderen Kräften in der Natur. Von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz. Wien und Leipzig 1906, W. Braumüller. 46 S. *M* 1.

Die in der vorliegenden Schrift vertretene Weltanschauung ist eine Art von hylozoistischen Monismus. Die monistische Grundansicht findet ihren Ausdruck in folgenden Worten:

„Wie die Bewegung das All erhält, so erhält das All die Bewegung . . . Wird aber das All erhalten durch Bewegung, und ist Bewegung die Wirkung der Materie im All, so heisst das nichts anderes, als dass die Welt, die Natur und alles, woraus sich diese zusammensetzt, sich vermöge der ihrer Materie inwohnenden Kraft und folglich durch sich selbst erhalten“ (3).

Die hylozoistische Tendenz aber zeigt sich in den Schlussworten formuliert, dass „Alles denkt: *Πάντα νοεῖ.*“ Zu dieser Konsequenz gelangt der Vf. auf recht merkwürdige Weise, nämlich aus dem Gesetz der Erhaltung der Materie und Kraft. Zunächst soll hieraus folgen, dass die Materie unerschaffbar und unzerstörbar, also ewig und absolut sei (5), ferner

„dass sowohl die anorganische, wie die organische Welt — Pflanzen, Tiere, Menschen — in aller Vergangenheit und in aller Zukunft in ihrem Grundwesen so waren und so sein werden, wie sie sich in der Gegenwart darstellen“ (7), — dass also die Deszendenztheorie „in lapidarer Form“ widerlegt sei (was sagt der Vf. zu den fossilen Resten ausgestorbener Tier- und Pflanzenarten?). Drittens folgt aus dem erwähnten Gesetz, dass Stoffe, Pflanzen, Tiere und Mensch „ebenbürtig, d. h. wesensgleich“ (13) seien, dass also keines dieser Komponenten irgend etwas an Eigenschaften besitzen könne, das nicht im Prinzip alle und mithin die Materie überhaupt besitze (13, 14). Nun hat aber der Mensch Seele, Bewusstsein, Denken. Also hat dies auch die Materie überhaupt (15, 16). Damit ist die Beseeltheit der Materie auf eine Art bewiesen, die „naturwissenschaftlich einzig zulässig und einzig möglich“ (18) ist (!). Im zweiten Teile entwickelt nun der Vf. seine Auffassung über den unbewusst geistigen, oder, wie er ihn im Gegensatz zum bewussten geistigen Leben nennt, „psychoiden“ Charakter der Materie.

Es möge genügen, dass wir den Kern des Beweises herausgeschält haben; die kritischen Bemerkungen können wir uns ersparen. Der zweite Teil steht und fällt mit dem ersten.

Chyrów.

Friedrich Klimke S. J.

**Leitfaden der Logik.** Von W. St. Jevons. Autorisierte deutsche Uebersetzung nach der 22. Auflage des englischen Originals von H. Kleinpeter. Leipzig 1906, J. A. Barth. VII, 320 S.

Nachdem W. St. Jevons mehrere grössere Werke der Weiterbildung der Logik gewidmet hatte, suchte er in dem vorliegenden elementaren Leitfaden zu zeigen, dass die Logik auch in ihrer traditionellen Form zu einem nützlichen Gegenstande des Studiums und einem mächtigen Hilfsmittel geistiger Uebung gestaltet werden könne. Dieser in England und Amerika weitverbreitete Leitfaden liegt nunmehr in deutscher, von H. Kleinpeter besorgter Uebersetzung vor. Nach einem einleitenden Kapitel über Inhalt und Umfang der Logik behandelt Jevons in leichtverständlicher Weise die elementaren Denkakte Begriff, Urteil und Schluss. Daran schliesst sich die Darstellung der Hamiltonschen Quantifikation des Prädikates sowie seiner eigenen Methode, durch alternative Begriffsentwicklung aus einer beliebigen Anzahl gegebener Prämissen alle denkbaren Konsequenzen auf rein mechanischem Wege abzuleiten. In seinen Ausführungen über die Induktion stützt sich Jevons auf Herschel, Whewell und Stuart Mill. Besondere Anerkennung verdienen die geschickt gewählten Beispiele und Uebungsaufgaben, sowie die zahlreichen Literaturangaben. Ein ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit des empfehlenswerten Buches.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

**La métaphysique de Maïmonide.** Par Louis Germain Lévy. Dijon 1905. 150 p. Fr. 2,50.

Die Metaphysik des berühmten jüdischen Philosophen harrte bisher einer so eingehenden Untersuchung, wie sie der Psychologie und der Ethik schon vor längerer Zeit zu teil geworden ist. Lévy unternimmt es mit Erfolg, dieses Versäumnis nachzuholen. Als Quelle dient dem Historiker auch hier fast ausschliesslich das bekannte Hauptwerk des mittelalterlichen Denkers, der „Führer der Verirrten“. Grundlegend ist für die Metaphysik des Maimonides eine scharfe Abgrenzung der Philosophie gegenüber der Theologie. Soweit es gilt, irdische Verhältnisse zu beurteilen, darf Aristoteles eine unbegrenzte Autorität in Anspruch nehmen. Nur Mangel an Verständnis oder Voreingenommenheit kann sich hier zu ihm in Gegensatz setzen. Dagegen muss die Stimme des Stagiriten zurücktreten in Fragen, die das Transzendente betreffen. Auch die arabischen Kommentatoren, Avicenna voran, kommen vielfach zu Wort, womit der Aristotelismus die bekannte emanatistische Gestaltung annimmt. Vom höchsten Wesen will M. jede Vielheit und Zusammensetzung fernhalten, weshalb er das Recht, von gött-

lichen Attributen zu reden, nur in einem begrenzten Masse einräumt. Attribute bedeuten Zusammensetzung, und Zusammensetzung bedeutet Körperlichkeit; so urteilt der jüdische Gelehrte mit den Mutakallimun. Die Einheit, die Existenz, die Ewigkeit usw. dürfen zwar von Gott ausgesagt werden, aber nicht im Sinne von Attributen. Gott ist eins, aber nicht durch die Einheit, er existiert, aber nicht durch die Existenz usf. Nur negative Attribute und Attribute der Tätigkeit seien gleichwohl zuzulassen. — Der Aufbau des Weltganzen wird durch die Sphärentheorie bestimmt, so jedoch, dass zugleich theologische Elemente Zugang finden. Die Gestirngeister sind eins mit den biblischen Engeln. Im scharfen Gegensatz zu Aristoteles führt M. den Schöpfungsgedanken ein. Das Merkmal der Notwendigkeit vermag er an der Beschaffenheit des Weltalls nicht zu erkennen. Immerhin meint er in unverkennbarer Konzession gegenüber der Philosophie, dass die göttliche Weisheit die Erschaffung gerade in jenem Augenblick forderte, als sie vor sich ging. Und so scheint bei M. der göttliche Willensentschluss durchgehends einer Forderung der göttlichen Weisheit zu entsprechen. Gott will nur, was seine Weisheit verlangt. Auch in der Lehre von der Vorsehung verbinden sich theologische und philosophische Elemente. Nur in der Menschheit erstreckt sich die göttliche Fürsorge bis auf die Einzelwesen, in der Tier- und Pflanzenwelt geht sie nicht über Gattung und Art hinaus. Auch auf den Wunderbegriff scheint die Philosophie einzuwirken. Das Wunder ist nicht das Werk eines aussergewöhnlichen göttlichen Eingreifens; vielmehr wurde die Natur von Anfang an so eingerichtet, dass sie in bestimmten Augenblicken auch aussergewöhnliche Wirkungen hervorbringt.

Möchte nach Lévy's dankenswerter Darstellung der Metaphysik des Maïmonides die Erforschung der Quellen in Angriff genommen werden, so zwar, dass die Stellung des jüdischen Autors zu den grossen Geistesrichtungen seiner Zeit im einzelnen herausgearbeitet wird. Vermutlich würde sich hierbei auch ergeben, dass Lévy im Anschluss an Munk mit Unrecht jede Beziehung zu Averroës in Abrede stellt. Auch wird man um so leichter der Versuchung widerstehen, eine so singuläre Geisteserscheinung, wie die arabisch-jüdische Philosophie des Mittelalters, mit ganz abstrakten, der Eigenart des Gegenstandes in keiner Weise Rechnung tragenden Begriffen zu kennzeichnen, etwa als „transzendenten, mit Agnostizismus und Mystizismus vermischten Rationalismus“. Sollen solche Bestimmungen wirklich geeignet sein, die Lehre unseres Philosophen der Vorstellung näher zu bringen?

Eichstätt.

Dr. M. Wittmann.

**Institutiones philosophicae.** Auctore C. Willems, s. theol. et phil. doctore, philosophiae in Seminario Treverensi professore.  
**Volumen II: Cosmologia, Psychologia, Theologia naturalis.**  
Treveris 1906, Officina ad S. Paulinum. XVIII, 662 p. № 8.

Den ersten Band dieses Lehrbuches der Philosophie haben wir im 3. Heft des ‚Phil. Jahrb.‘ 1906 (348 ff.) besprochen. Die Hoffnungen, die wir dort auf grund des ersten Bandes bezüglich des in nächste Aussicht gestellten 2. Bandes hegten, hat der Vf. vollauf erfüllt. Es muss auch diesem zweiten Bande das Zeugnis ausgestellt werden, dass er nicht bloss die *philosophia perennis* in der übersichtlichen, klaren und spekulativ tiefgründigen Weise vorlegt, die auch anderen scholastischen philosophischen Lehrbüchern neuerer Zeit eigen ist, und die wir der Jahrhunderte langen Geistesarbeit der Vorzeit zu danken haben, sondern dass auch die neuere und neueste Philosophie zu Worte kommt. Mit einem wahren Bienenfleisse hat der Vf. aus allen Lagern und von allen Seiten den Stoff zusammengetragen und ihn geschickt zu bearbeiten verstanden.

Besonders ausgiebig wurde die Neuscholastik herangezogen; es dürfte kaum eine zur Sache gehörige wichtigere Meinungsäusserung deutscher, französischer und italienischer Neuscholastiker geben, die Willems nicht berücksichtigt hätte. Dass er namentlich auch die guten neuscholastischen Lehrbücher der Philosophie sich zu nutze machte, sich von ihnen bezüglich der Anordnung des Stoffes, der einzunehmenden Frontstellungen, der zu lösenden Schwierigkeiten, der zu berücksichtigenden modernen gegnerischen Meinungen u. s. f. die Wege weisen liess, ist nicht zu tadeln, im Gegenteil! Nur hätten die Vorbilder auch durchgängig (nicht bloss des öfteren) bezeichnet werden sollen; oft z. B. hat der Vf. in der Naturphilosophie und in der Psychologie sich an Gutberlets gleichnamige Lehrbücher engstens angeschlossen, ohne ihn jedoch immer zu nennen.

Aber auch die nichtscholastische neuere Philosophie und die neuere Naturwissenschaft wurden fleissig herangezogen, mehr als in irgend einem unserer scholastischen philosophischen Lehrbücher, die Gutberletschen ausgenommen.

Gespannt durfte man sein, wie der Vf. in der schwierigen lateinischen Form sich mit den naturwissenschaftlichen Ergebnissen, speziell auch mit der Experimentalphilosophie, abfinden würde. Der Wurf ist ihm vorzüglich gelungen: man liest diese Sachen bei Willems leicht und anstandslos fast wie in den deutschen Darstellungen — ein Beweis, dass das Latein als Universalsprache aller Gelehrten auch heute keine Unmöglichkeit wäre, wie es früher (bei dem allerdings weit geringeren positiven Wissensstoff) keine Unmöglichkeit gewesen ist.

I. Um zum einzelnen überzugehen, so hat mich die Kosmologie nicht allweg befriedigt. Zu einem guten Teile liegt das am Gegenstande selber, der, so naheliegend er unseren Sinnen ist, so sehr sich der tieferen menschlichen Einsicht verschliesst. Welche Wandlungen hat der Massenbegriff allein schon durchgemacht, und welche Umwälzungen wird uns die nächste Zukunft allem Anschein nach in dieser Frage bringen? Und wie wenig klar sieht man zurzeit noch in der Frage nach dem Wesen des Körpers überhaupt. Die starre Geradheit, mit der Willems in diesen Fragen vorgeht, die apodiktische Sicherheit, mit der er, alle anderen Systeme verwerfend (79—99), für den atomistischen Hylomorphismus eintritt (99—118) und für den spezifischen Unterschied der Körper, besser der Elemente, von einander (70)<sup>1)</sup>, kommt mir etwas waghalsig vor, zum wenigsten lässt sie, wie mir scheint, den offenen und weiten Blick in die wirklichen Schwierigkeiten der betreffenden Probleme vermissen. Man braucht z. B. noch lange kein Idealist zu sein, um dem Zeugnisse der Sinne über die Existenz von Kontinuierlichem (5 f.), über die Beschaffenheit der Körper und über die Objektivität der Farben (59) doch mehr zu misstrauen, als es der Vf. tut. Meines Erachtens müsste man in diesen und ähnlichen Fragen vor allem im Auge behalten, dass der Sinn nicht urteilt, sondern nur den empfangenen Eindruck z. B. eines Widerstandes usw. wiedergibt; hierin täuscht er allerdings niemals, so wahr der direkte Bewusstseinsakt, der mit diesem Eindruck identisch ist, nicht täuschen kann, und hierfür gelten all die Argumente, die man für die Untrüglichkeit der Sinneswahrnehmungen anzuführen pflegt. Die weitere Frage aber, ob dieser Widerstand von einem wirklich ausgedehnten Körper oder bloss von einer ausgedehnt wirkenden Kraft ausgehe, und ob diese Kraft Akzidenz oder Substanz, materiell oder geistig (Seele, Engel, Gott) sei, die zu entscheiden, ist Sache des urteilenden Verstandes der allein die kausalen Zusammenhänge nachweisen und über das Wesen der Ursachen berichten kann: die Brücke vom Sinneseindruck zur Aussenwelt wird nur durch die Erfassung der Kausalität der Aussenwelt auf die Sinne seitens des Verstandes hergestellt. Bei dieser Pionierarbeit steht der Verstand jedoch vor grossen Schwierigkeiten. Denn der Sinneseindruck kann recht wohl der gleiche sein, wenn auch die Ursachen wechselten, und bald ein körperliches, bald ein so oder so beschaffenes geistiges Wesen den Sinneseindruck bewirkte. Ist also der atomistische Dynamismus so ohne weiteres zu verwerfen, eben weil die Sinne gegen ihn zu zeugen scheinen? Wie unbestimmt und vag sind überhaupt die ersten Sinneseindrücke inbezug auf die Objekte, so klar und bestimmt auch der subjektive Eindruck ist, und wie weitgehend ist die objektivierende Tätigkeit des Verstandes bezüglich der Sinneswahrnehmungen, wie uns die empirische Psychologie belehrt!

Doch Willems macht gegen den atomistischen Dynamismus weiter geltend, 1<sup>o</sup> er müsse zur *actio in distans* greifen (7 u. ö.) und 2<sup>o</sup> er verwische den Unterschied zwischen dem *ens immateriale* und dem *ens materiale* (96).

<sup>1)</sup> Die Schwierigkeit und Ungelöstheit dieser Frage hat z. B. Dressel recht anschaulich in diesem und im vorigen Heft des ‚Phil. Jahrb.‘ dargetan. Uebrigens nimmt W. in dem Anhang dieses 2. Bandes (649 f.) in sehr vernünftiger Weise eine viel weitsichtigere Stellung zu dieser Frage ein.

Indes der zweite Grund ist ganz gewiss nicht stichhaltig, denn auch in der dynamistischen Auffassung der Materie ist das Materielle vom Immateriellen durch die grosse Kluft der Immanenz getrennt: Wenngleich Materielles und Immaterielles darin übereinkommen, dass sie unausgedehnt sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich dadurch von einander, dass das Materielle nur transitiver Tätigkeiten fähig ist, das Immaterielle aber transitiver und immanenter<sup>1)</sup>; die wesentliche Abstufung der immateriellen Wesen unter sich aber ist begründet durch die grössere oder geringere Unabhängigkeit von der Materie im Sein und Wirken und durch die positive Befähigung zu vegetativen, zu vegetativen und sensitiven, zu vegetativen und sensitiven und geistigen, zu rein geistigen Tätigkeiten. Damit fällt auch die Behauptung W.s (97), wenn man mit Carbonelle die körperlichen Substanzen als solche, ohne Akzidenzen, weder im Raume noch in der Zeit sein lasse, dann vergeistige man die Materie. Ich dünkte, auch das scholastische Kompositum aus Materie und Form nimmt, wenn es jeden Akzidenzes bar ist (auch der Ausdehnung) — und durch Gottes Allmacht kann diese Beraubung eintreten und die Körpersubstanz trotzdem existieren — keinen Raum ein und ist dennoch nichts Geistiges.

Aber auch der erste Grund ist problematisch. Nachdem Newton gezeigt hat, dass zwei Körper trotz der grösstmöglichen Aneinanderpressung sich nie ganz berühren (Newtonscher schwarzer Fleck), darf man mit Fug die Frage aufwerfen, ob es bei körperlichen Agentien überhaupt eine *immediatio suppositi* gibt, und ob nicht vielmehr bei jeder körperlichen Tätigkeit nur eine *immediatio virtutis* statthat. Auf alle Fälle aber wäre es rätlich gewesen, die mit Recht behauptete Unmöglichkeit einer eigentlichen *actio in distans* eingehender zu begründen, da sie von W. so oft angezogen wird.

Die Beweise für die Existenz von nichtvitalen Kräften neben der Bewegung befriedigen nicht. Durch die Annahme einer einzigen körperlichen Qualität, der *vis motrix*, werden alle Schwierigkeiten gelöst, die der Vf. gegen den allerdings nur empirisch ausreichenden, aber nicht alles erschöpfenden Satz: „Alles Körperliche ist Stoff und Bewegung“ anführt.

So wäre die Kosmologie wohl kleiner Verbesserungen bedürftig, vor allem einer klaren und konsequent durchgeführten Scheidung des wirklich Sicheren und Gewissen vom Problematischen und Hypothetischen. Und hätte ich die zweite Auflage herauszugeben, dann würde ich noch ein weiteres tun, nämlich ich würde sämtliche Ausführungen, die die Mechanik, Chemie, Experimentalpsychologie, kurzum die Naturwissenschaften und die exakten Wissenschaften betreffen, sowohl hinsichtlich der Kosmologie als auch der Psychologie, erprobten Fachmännern zur Nachprüfung und Verifizierung übergeben, denn es ist nun einmal so bei dem gewaltigen Umfang der positiven Disziplinen, dass

<sup>1)</sup> Es ist wohl nur ein *lapsus calami*, wenn W. S. 8 sagt, die Seele könne, weil sie Prinzip immanenter Tätigkeiten sei und nicht transitiv wirken könne, die diskreten Teile der sensitiven Organe nicht verbinden (woraus folge, dass wenigstens die Sinnesorgane wahre *continua* seien; das Mikroskop berichtet bekanntlich ganz anderes), und S. 97, die *entia simplicia* seien gar keiner transitiven Tätigkeit fähig. Vermögen Gott, die Geister, die Seele nicht transitiv zu wirken?

die zünftigen Philosophen, so fadengrad sie philosophieren, so kreuz und quer oft über jene Dinge denken. Willems hat ohne Zweifel ein gutes naturwissenschaftliches Wissen, dennoch finden sich bei ihm eine Menge von Angaben, die entweder dem heutigen Stande der Naturwissenschaften nicht mehr entsprechen, weil veraltete Fachmänner hinter diesen Angaben stehen, oder falsche Deutungen richtiger Tatsachen und Sätze seitens des Verfassers sind, oder aus zweiter und dritter Quelle, nicht aus Fachkreisen fliessen. Isenkrahe hat zu diesem Punkte (die Verwertung naturwissenschaftlicher Argumente in der Apologetik und Philosophie) in „Natur und Offenbarung“ vor einiger Zeit eine Reihe recht zutreffender (zum Teil freilich übertriebener) Artikel geschrieben; sie seien der Beachtung des Vf.s empfohlen. Man sage nicht, ob heute oder früher, sei gleich, denn unsicher und widersprechend seien die Resultate der Naturwissenschaft doch stets gewesen; das trifft bezüglich eines grossen Umfanges ganz gewiss nicht zu, die Naturwissenschaft ist vielmehr zu vielen wirklichen Ergebnissen gelangt.

II. Die Psychologie des Vf.s hat in mir einen sehr guten Eindruck zurückgelassen. Eine solche Stoffmenge, aus allen Lagern zusammengehäuft, mit solcher Klarheit gesichtet, mit solcher Geistesschärfe beurteilt — fürwahr, alle Achtung vor der Erudition des Vf., vor seiner Gestaltungsgabe und vor seiner gründlichen philosophischen Schulung!

Indes mögen mir doch auch hier einige Verbesserungsvorschläge gestattet sein.

Die Tierpsychologie und vielleicht auch die Pflanzenlehre würde ich, trotz der gegenteiligen allgemeinen Sitte, erst nach der Menschenpsychologie behandeln. Denn alles Seelische ausser uns können wir doch nur nach Analogie mit unserem Seelenleben beurteilen, letzteres muss uns also zuerst klar geworden sein. Dann würden auch solche *circuli* vermieden, wie auf S. 302 und 309, wo die Existenz des *sensus internus* und der *vis aestimativa* im Menschen unter anderem auch damit begründet wird, dass das Tier sie ja auch habe, wohingegen, dass das Tier sie habe, aus seinen Aeusserungen geschlossen wird, die den diesbezüglichen menschlichen, derartige Sinne bestimmt voraussetzenden durchaus ähnlich seien.

Die Darlegungen über die Entstehung, Fortpflanzung (durch Zeugung, Teilung, Symbiose usw.) und Untergang der Pflanzen- und Tierseelen dürften etwas mehr auch auf die gegnerischen Anschauungen eingehen. Das über den Instinkt der Tiere Gesagte hat mich nicht ganz befriedigt. Die Theorie des Vf., die ja freilich die hergebrachte ist, scheint mir zu kompliziert, hinsichtlich der *vis aestimativa* und ihrer Leistungen auch etwas mysteriös und, insofern sie jede Entwicklung des Instinktes leugnet, auch gegen die Tatsachen; Klimkes (Philos. Jahrbuch 1906, 293 ff., 407 ff.; 1907, 33 ff.), Wasmanns (Instinkt und Intelligenz im Tierreich <sup>3</sup>) und Ettlingers Ansichten haben ohne Zweifel den Vorzug grosser Einfachheit, Natürlichkeit und wohl auch der Uebereinstimmung mit den Tatsachen. Freilich beruhen sie zum Teil auf der gemässigten Deszendenztheorie, die dem Vf. ebenso wenig zusagen will (187—195) als die sog. „Kant-Laplace-Kosmogonie“, selbst nicht in der verbesserten Braunschen Fassung (190); [dass indessen die Deszendenztheorie nichts mit dem Darwinismus zu schaffen hat, legt der Vf. recht schön

auseinander (195 ff.]). Uebrigens sollte man nach so vielen Mahnungen älterer Forscher, worauf Stölzle in diesem Heft des ‚Phil. Jahrb.‘ wieder hingewiesen hat (324 ff.), nicht mehr von einer „Kant-Laplaceschen“ Theorie sprechen, sondern, die wesentlichen Unterschiede zwischen der Laplaceschen Kosmogonie und der Kantschen Theorie beachtend, nur von einer Laplaceschen (und das ist die gegenwärtig geläufige Hypothese) und von einer Kantschen Kosmogonie reden. Die absolute Geschöpflichkeit der Materie (165 und in der Theodicee) dürfte in anbeacht heutiger Strömungen noch gründlicher zu beweisen sein<sup>1)</sup>. Aus demselben Grunde wären die vermeintlichen Dysteleologien, z. B. Kampf der Tiere unter einander, Leiden der sündlosen Kinder usw., philosophisch noch eingehender zu behandeln. Sehr schöne Gedanken hierüber bringt Morawski, Abende am Genfer See (Freiburg 1907<sup>2</sup>, Herder). Die Lösung des sechsten (222) und des sechszehnten Einwandes gegen das Wunder wird einen modernen Wunderleugner nicht überzeugen. Seite 311 wird gesagt, die Phantasie stelle zuweilen Objekte dar, die niemals von irgend einem Sinne aufgefasst worden seien, und dadurch u. a. unterscheidet sich die Phantasie von allen Sinnen, und besonders auch vom Gedächtnisse, mit dem sie sonst viele Verwandtschaft habe. Der Mangel von jeglichen Farbenvorstellungen bei Blindgeborenen wird den Vf. eines anderen belehren.

III. Bezüglich der Theodicee habe ich die meines Erachtens zu machenden Ausstellungen schon vorweg genommen. Gegenüber dem vielverbreiteten modernen Pessimismus wäre eine weitere Ausgestaltung des Kapitels über die göttliche Versehen gewiss sehr zu begrüßen. Dafür könnten an anderen Stellen des ganzen zweiten Bandes Streichungen weniger aktueller Dinge vorgenommen werden.

Nochmals fühlen wir uns gedrängt, dem Vf. die volle Anerkennung für sein inhaltsreiches und gediegenes Lehrbuch auszusprechen.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

---

**Die moderne Biologie und die Entwicklungslehre.** Von E. Wasmann S. J. 3. Auflage. Freiburg i. B. 1907, Herder.

Es ist ein kühnes Unterfangen, über vorliegende Schrift eine Kritik zu schreiben; dazu gehört ein Fachmann wie der Vf., welcher in Naturwissenschaft wie in Philosophie gleich Hervorragendes geleistet hat. Zum Glück ist es aber nicht nötig, über den Inhalt zu referieren und ein Urteil zu fällen: er ist in die weiteste Oeffentlichkeit durch die jüngsten Ereignisse getragen worden und hat einen förmlichen Sturm der Erregung sowohl im feindlichen wie im freundlichen Lager hervorgerufen, im letzteren freilich mehr in Form der Abwehr von gehässigen Angriffen, masslosen Verdächtigungen und boshaften Entstellungen.

---

<sup>1)</sup> Der Beweis aus dem Clausiusschen Entropiegesetz (166), das öfters zu Beweisen ausgebeutet wird (174, 177, 181), ist mit grösserer Einsicht in seinen wahren Sinn und in seine Gewissheit zu handhaben.

Der heftige Kampf, der die Vorträge Wasmanns in Berlin hervorgerufen hat, erscheint bei nächster Betrachtung kaum verständlich, wirkt aber, genauer besehen, ein grelles Licht auf die Zeitlage, aus der heraus er recht wohl begreiflich, ja psychologisch notwendig ist.

Der Abfall von der christlichen Weltauffassung hat bereits so gewaltige Dimensionen angenommen, dass der Monismus sich schon im Vollbesitz der Macht wähnt. Ein Angriff auf diese vermeintliche Machtstellung berührt ihn also auf das empfindlichste, und um so empfindlicher, als er sich seiner Schwäche bewusst ist, da er nicht auf wissenschaftliche Gründe, sondern auf zu gunsten des Monismus aufgestellte Hypothesen, ja auf Vergewaltigung der Tatsachen sich stützen muss. Er wird aufgeschreckt, wenn ihm ein Forscher entgegentritt, der ganz und gar auf die ihm vertrauten Tatsachen gestützt mit zwingender Logik die christliche Weltauffassung begründet.

Diese wissenschaftliche Schwäche des Monismus tritt gerade in diesem Kampfe recht deutlich hervor. Mit Gründen können sie den Gegner nicht widerlegen, darum müssen die Verdächtigungen und Entstellungen ihren Dienst tun.

Geradezu empörend ist dabei, dass sie dem Katholiken Gebundenheit, Mangel an Voraussetzungslosigkeit vorwerfen: sie, die den Tatsachen geradezu Gewalt antun, um ihren Monismus zu halten, die mit tief eingepflanzten Vorurteilen an die Beobachtung der Tatsachen und Naturgesetze herantreten, und, wo diese sich nicht fügen wollen, sie beseitigen. Der Christ braucht die Deszendenztheorie nicht zu leugnen, aber die Gegner müssen sie haben; sie müssen die Urzeugung, welche gegen alle Naturgesetze verstösst, annehmen, sie müssen den handgreiflichen Unterschied zwischen Pflanze und Tier, zwischen Tier und Mensch verwischen; sie müssen die klarsten Tatsachen des Bewusstseins: das ‚Ich‘, die Willensfreiheit, die Abhängigkeit körperlicher Tätigkeit von seelischen Funktionen leugnen, damit sie den Schöpfer und die Seele beseitigen können. Und doch werfen sie uns Dogmatismus vor. Nicht auf Verstandesgründe, noch weniger auf Resultate der Wissenschaft, wie man die grosse Menge weismacht, sondern auf Herzensgelüste stützt sich der Monismus, die atheistische Deszendenzlehre; daher die ungeheuere Verbreitung der Schriften Haeckels, auf welche dieser sich so gerne beruft. Auch Romane, welche die schlimmsten Leidenschaften verherrlichen, die gemeinsten pornographischen Erzeugnisse erfreuen sich einer gleichen Verbreitung. Auch die Schriften Haeckels schmeicheln den niedrigsten Leidenschaften: man will des allwissenden und allheiligen Gottes loswerden, um sich ungestört allen Genüssen hingeben zu können; darum verschlingt man Schriften, welche vorgeben, den Atheismus wissenschaftlich beweisen zu können.

Freilich gibt es auch vornehmere Monisten, denen, wie Fr. Paulsen, das wissenschaftliche Gebahren Haeckels „die Schamröte ins Angesicht treibt“: ihnen ist die Ungebundenheit im Denken höchstes Ideal, aber man wird billig fragen, welche Leidenschaft am schlimmsten ist: massloser Sinnengenuss oder masslose Selbstüberhebung. Sehr wegwerfend urteilt darum Fr. Paulsen in einem Leitartikel der deutschen Literaturzeitung: „Haeckel und Herder“ über den Konflikt Wasmann-Haeckel. Herder mit der gesamten deutschen Geistesentwicklung soll den Haeckelismus überwinden.

Also der Freidenker will nicht durch Tatsachen, logisches Denken, wie dies Wasmann in so mustergültiger Weise leistet, den wissenschaftlichen Unfug beseitigt wissen, sondern durch Anrufung des deutschen Geistes.

Auf welcher Seite wahre voraussetzungslose Wissenschaft gepflegt wird und auf welcher von Herzensgelüsten eingegebene dogmatische Vorurteile das Denken und Forschen beherrschen, ist darnach leicht zu beurteilen.

Da die Biologie und Entwicklungslehre seit dem Erscheinen der zweiten Auflage des vorliegenden Werkes im Jahre 1904 Gegenstand fleissigster Forschung und eingehendster Erörterung geworden ist, so sah sich der Vf. veranlasst, die neue Auflage stark zu vermehren, sie ist von 323 auf 530 Seiten angewachsen.

Beigegeben ist am Schlusse der in der ‚Germania‘ und ‚Köln. Volkszeitung‘ 1905 veröffentlichte „Offene Brief an Herrn Professor Haeckel“ und die Antwort, welche Haeckel in seinem „Nachwort: Entwicklungsgedanke und Jesuitismus“ darauf gegeben hat. Man braucht beide Schriftstücke nur mit einander zu vergleichen, um ohne alles weitere Eingehen auf die Entwicklungslehre sogleich zu finden, auf wessen Seite die Wahrheit, vernünftige Ueberlegung und Anstand, und auf welcher blinde Leidenschaftlichkeit die Feder geführt hat. Paulsen hat wirklich allen Grund, sich eines solchen Kollegen zu schämen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

**Honorius Augustodunensis.** Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens im XII. Jahrhundert. Von Dr. Jos. Ant. Endres. Kempten 1906. X, 159 S. № 3.

Auf der letzten Generalversammlung der Görresgesellschaft in Bonn wurde auf Anregung des Herrn Professor Dyroff-Bonn wiederum über die Inventarisierung der auf die Geschichte der Scholastik bezüglichen Handschriften beraten. Man kam dabei zu dem Resultate, dass diese Arbeit zunächst der Einzelforschung zu überlassen sei; zugleich wurde der Wunsch geäußert, man möge solche Notizen und Abhandlungen

über scholastische Handschriften an das ‚Philosophische Jahrbuch‘ übermitteln. Ich bin heute in der Lage, über eine Schrift zu referieren, die unsere Kenntnis der handschriftlichen Ueberlieferung in ganz bedeutendem Masse fördert. Der verdiente Erforscher der Frühscholastik, Professor Dr. Ant. Jos. Endres, hat in einer zusammenfassenden Untersuchung die schwierigen literarhistorischen Probleme, die sich an den Namen des Honorius Augustodunensis knüpfen, untersucht. Der Vf. hat ca. 60, am Schlusse seiner Schrift zusammengestellte Handschriften, meist aus bayrischen und österreichischen Klöstern, benutzt. Diese Zusammenstellung allein ist äusserst dankenswert, indem sie einen festen Stützpunkt für weitere Untersuchungen bildet. Dass diese noch sehr notwendig sind, betont der Vf. im Vorwort sehr nachdrücklich:

„Ueber alle grösseren literarischen Erzeugnisse des Honorius werden noch mühsame Detailuntersuchungen anzustellen sein, bis seine schriftstellerische Leistung in ihnen und die von ihm benutzten Quellen klar erkannt sind, und zuweilen auch nur gesagt werden kann, in welcher Gestalt ein Werk, das seinen Namen trägt, aus seiner Hand hervorgegangen ist“ (V).

Die Hauptschwierigkeit des literargeschichtlichen Problems liegt in dem gänzlichen Schweigen der zeitgenössischen Quellen über Honorius Augustodunensis und in der eigentümlichen Art, wie im Schlusskapitel von ‚*De luminaribus ecclesiae*‘ über diesen Autor berichtet wird. Hier besteht auch die grosse Meinungsverschiedenheit zwischen Endres und dem andern bedeutendsten Honoriusforscher Johann von Kelle, dessen neueste Abhandlung ‚Untersuchungen über den nicht nachweisbaren Honorius Augustodunensis ecclesiae presbiter et scholasticus und die ihm zugeschriebenen Werke‘ (Wiener Sitzungsberichte Bd. CLII Abt. II Wien 1905) Endres im Vorwort noch berücksichtigen konnte. Kelle hält das Schlusskapitel von ‚*De luminaribus ecclesiae*‘ für unecht, während E. sich bemüht, die Schwierigkeiten desselben zu lösen. Er muss aber selbst gestehen:

„Ich vermag zur Lösung dieser Bedenken und Schwierigkeiten nichts vorzubringen, was nur entfernt einem Beweise ähnlich sieht. Doch möge es gestattet sein, einigen durch die Sache angeregten Gedanken und Mutmassungen Ausdruck zu geben“ (10).

In der Tat erregen die übermässigen Lobeserhebungen, die hier der Vf. seinen eigenen Werken widmen würde, die grössten Zweifel, die auch durch die Bemerkung Endres' nicht beseitigt werden:

„Warum sollte er auch seine Schriften nicht empfehlen, betrachtete er ja doch die schriftstellerische Tätigkeit als die besondere Art und das ihm vorzüglich zu Gebote stehende Mittel seiner Missionstätigkeit als Inkluse.“ (A. a. O.)

Auch die S. 11 ff. versuchte Erklärung der Worte: „Augustodunensis ecclesiae presbiter et scholasticus“ befriedigt mich nicht. Der Vf. glaubt, dass wir es hier mit einer Art mittelalterlicher Pseudonomie zu tun haben (11). Mir scheint die von Endres schon

früher aufgestellte, von v. Kelle wieder aufgenommene Vermutung, dass damit die vom hl. Augustin von Canterbury gestiftete Kathedrale gemeint sei (IX f.), viel wahrscheinlicher als die neue ‚komplizierte Hypothese‘. Danach wäre ‚Augustinensis ecclesiae‘ in ‚Augustodunensis ecclesiae‘ verderbt worden.

Auf soliderem Fundamente beruhen die Untersuchungen über den Adressaten von ‚*De imagine mundi*‘, Christian (3 ff.). Endres macht es höchst wahrscheinlich, dass unter dieser Persönlichkeit der Abt Christian des Schottenklosters von St. Jakob in Regensburg zu verstehen sei. Joh. v. Kelle hätte die bezüglichen früheren Ausführungen Endres' nicht ausser acht lassen dürfen.

Der Vf. behandelt sodann die einzelnen Schriften, wobei er vermöge seiner grossen Belesenheit in den fröhscholastischen Autoren schon sehr viel Quellen namhaft machen kann. Zu der in der Schrift ‚*Scala coeli*‘ entwickelten Theorie der 3 Visiones möchte ich noch auf die ‚*Sententiae divinitatis*‘ clm. 18918 f. 81 (Denifle, Archiv f. Litt.- und Kunst-Gesch. d. Mittelalters I 462 ff.) aufmerksam machen, die diese Theorie in ähnlicher Form bieten.

Im III. Kap., 87 ff. behandelt der Vf. die Stellung des Honorius innerhalb der Philosophie und Theologie seiner Zeit. Hier interessiert insbesondere das Verhältnis zu Scotus Eriugena, aus dessen Schrift: *De divisione naturae* Honorius einen wortgetreuen Auszug veranstaltete in der *clavis physicae* (64 ff., 95 ff.). Endres hat zum ersten Male diese Beziehungen zu Scotus Eriugena bis ins einzelne genau verfolgt. Auch in der Theologie des Honorius spielen sie eine grosse Rolle, besonders in der spiritualistischen Auffassung der Eschatologie (120 ff.). Im Endzustande hört das Körperliche auf, es wird in das Geistige verwandelt. Himmel und Hölle sind geistig zu fassen. Endres glaubt, Gilbertus Porretanus habe an der bekannten, viel besprochenen Stelle: ‚Und et in Germaniae partibus . . .‘ Honorius Augustodunensis im Auge. Ich kann mich, wenigstens aufgrund der von Endres beigebrachten Belegstellen, dieser Meinung nicht anschliessen. Zwar passt der Vorwurf der Anonymität auf Honorius. Aber die Wiedergabe der Ansicht seines Gegners ist bei Gilbert so genau und charakteristisch, dass er dabei keine von den angeführten Stellen im Auge gehabt haben kann. Insbesondere vermisse ich gänzlich die Parallele zu: ‚praedicta Athanasii verba in eiusdem opinionis argumentum adduxit.‘ Wenn Endres sagt:

„Wenn nun auch nicht gerade eine Stelle namhaft gemacht werden kann, auf welche Gilberts Worte genau passen, so sind doch die nns bereits bekannten Gedanken des Honorius genau getroffen“ (125), so genügt das nicht, um eine direkte literarische Abhängigkeit anzunehmen. Bach (Dogmengesch. des Mittelalters II 681, 82) hat die Stelle

auf Gerhoch von Reichersberg bezogen. Die Uebereinstimmung im Gedanken begründet eben noch nicht eine literarische Abhängigkeit.

Das IV. Kapitel handelt von der Beziehung des Honorius zur poetischen Literatur und zur Kunst. Was die erstere angeht, so macht sich Endres das Urteil Edw. Schröders zu eigen; dieser nennt ihn „denjenigen Schriftsteller des XII. Jahrhunderts, der für unsere geistliche Poesie am bedeutungsvollsten war“. Dafür werden dann einige recht interessante Belege gebracht. Ebenso interessant sind auch die Nachweise über die Beziehung des Honorius zur Kunst. Der Vf. konnte hier auch auf seine Schrift verweisen: Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodunensis (Kempten 1903). Diese nachhaltige Einwirkung auf seine Zeit erklärt sich bei Honorius aus der ganzen Eigentümlichkeit seiner Schriftstellerei, die Endres mit folgenden Worten charakterisiert:

„Honorius gehört nicht zu den Forschern und Entdeckern neuer Wahrheiten. Seine ganze Bedeutung liegt darin, den aus hunderten von Quellen gespeisten Strom des Wissens weitergeführt und ihn in zahlreichen Kanälen einem fruchtbaren und gesteigerten geistigen Leben dienstbar gemacht zu haben“ (16).

Zum Schlusse möchte ich meinem Gefühle des Dankes Ausdruck geben für die vielen Belehrungen und Anregungen im einzelnen, die ich aus dem Buche empfangen habe. Möge die Schrift für viele eine Anregung sein, sich auf diesem so fruchtbaren Gebiete zu betätigen.

Beuel b. Bonn.

B. Geyer.

**Geschichte der Philosophie.** Als Einleitung in das System der Philosophie. Von W. Kinkel. 1. Teil. Von Thales bis auf die Sophisten. Giessen 1906, A. Töpelmann. VIII, 274 S. mit einem Anhang von 76 Seiten.

Kurz und treffend kennzeichnet der Verfasser die Eigenart seines Buches in dem Vorworte:

„Nicht auf dem Historischen an sich liegt hier der Nachdruck, sondern die Geschichte der Philosophie soll hier durchaus in den Dienst des systematischen Interesses treten. Meine Absicht ging dahin, durch eine geschichtliche Retrachtung in die Probleme der theoretischen und praktischen Philosophie einzuführen. . . Wenn ich mich auch bemüht habe, so viel als möglich die Zeugnisse über die Lehren der einzelnen Philosophen sprechen zu lassen, so war es doch andererseits nur eine Konsequenz meiner Hauptabsicht in diesem Buche, dass ich von allen philologischen Einzelfragen, von allen Streitigkeiten über philologische Ueberlieferung usw. so wenig, als eben angängig, Notiz genommen habe. Ebenso wurde alles, was sich auf die Persönlichkeit, Lebenszeit usw. der einzelnen Philosophen bezieht, beiseite gelassen.“

„Welches ist denn die Philosophie, in deren Dienst hier die Geschichte gestellt werden soll?“

„In meinen systematischen Ueberzeugungen und folgeweise auch in meiner Auffassung der ganzen Geschichte der Philosophie bin ich, wie ich hier gerne und mit herzlichem Danke bekenne, von Hermann Cohen und Paul Natorp beeinflusst. Namentlich der erstere hat nicht nur meine Liebe zur Philosophie gestärkt und gekräftigt, — sondern seine Gedanken und Ideen sind es auch, welche mich auf den Weg ernster Forschung geführt und mir zu einer gefestigten Weltanschauung verholfen haben. Auch in allen Einzelfragen komme ich fast überall mit Cohen und Natorp überein.“

Nach einer längeren Einleitung über das wissenschaftliche und primitive Bewusstsein behandelt der Verfasser die griechische Philosophie von Thales bis zu den Sophisten. Dem Vorworte entsprechend werden alle Denker an dem Masstabe des Idealismus gemessen. Thales, Anaximander und Anaximenes sind Dogmatiker. Sie nehmen ein vom Denken unabhängiges Sein an, das vom Denken abgebildet werden soll. Sie bedenken nicht, dass ein vom Denken unabhängiges Sein dem Denken unerreichbar wäre. Bei Heraklit finden sich die ersten Spuren einer Einsicht in das Wesen des Begriffes. Es treten bei ihm die beiden Elemente hervor, welche den Begriff logisch charakterisieren: Einheit und Gesetzmässigkeit. Noch höher stehen die Pythagoräer. In der Erkenntnis, dass das Gesetz der Zahl selbst das Sein ausmache, nicht aber die unmittelbare Sinneswahrnehmung oder ein materieller Stoff, liegt ihr Verdienst. Hierin haben sie dem Idealismus vorgearbeitet, ja sie sind bereits Idealisten, wenn sie auch noch nicht erkannten, dass das Gesetz der Begriff sei. Am höchsten zu bewerten sind die Eleaten. Es ist ein gewaltiger Fortschritt von ewiger Bedeutung, als Parmenides den Satz aussprach: Denken und Sein sind dasselbe. Es war eine befreiende Tat, welche die Macht der Finsternis verscheuchte. Getrost konnte der menschliche Geist den Weg der Erkenntnis beschreiten, denn Parmenides hatte ihm den Schlüssel zur Welt gegeben. Auch Demokrit ist zu den Idealisten zu zählen. Er hat seine Atome ausdrücklich als Gedanken (*νοητά*), also als begriffliche Schöpfungen charakterisiert. Sie sind Begriffe so gut wie die Substanz und die Kausalität im Systeme Kants. Die Sophistik ist eine krankhafte Verirrung des menschlichen Geistes.

Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, hier an den Grundgedanken des Idealismus, der für Kinkel nicht nur Verstandessache, sondern wahre Herzensangelegenheit ist, Kritik zu üben. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass die Begeisterung des Verfassers für seine philosophischen Anschauungen der Objektivität seiner historischen Darstellung nicht immer förderlich gewesen zu sein scheint. So halten wir es für ganz unstatthaft, einen Philosophen wie Demokrit, der das Denken auf Be-

wegung der Atome zurückführt, als Idealisten zu betrachten. Wenn Demokrit die Atome als *νοητά* bezeichnet, so will er damit nur sagen, dass dieselben nicht Gegenstand des Denkens sind. Daraus kann man aber nur dann einen Schluss auf eine idealistische Ueberzeugung Demokrits ziehen, wenn man voraussetzt, dass für Demokrit Gegenstand des Denkens und Produkt des Denkens dasselbe bedeuten, d. h. wenn man voraussetzt, was zu beweisen ist.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

**Der Mond** als Gestirn und Welt und sein Einfluss auf unsere Erde.

Von Egon Lützeler. Mit 80 Abbildungen und 17 Kunstdruck-Tafeln. Köln 1906, J. P. Bachem. gr. 8<sup>o</sup>. XV, 299 S. *M* 4,50.

Das Jahr 1906 ist für die Mondliteratur überaus fruchtbar gewesen. Nicht nur erschien J. Nasmyth und J. Carpenter, *Der Mond* als Planet, Welt und Trabant in völliger Umarbeitung durch den Kölner Astronomen H. J. Klein (Hamburg und Leipzig 1906, L. Voss) in vierter Auflage, sondern es veröffentlichte auch einer der gefeiertsten Mondforscher Deutschlands, Prof. Dr. J. Franz in Breslau, eine populärwissenschaftliche Monographie: „*Der Mond*“ (Leipzig 1906, Teubner), die zu dem Besten gehört, was in neuester Zeit über unseren Erdtrabanten geschrieben worden ist. Auch Fauth, der gewiegte Beobachter des feinsten Oberflächen-Details, schrieb ein interessantes Werkchen: „*Was wir vom Monde wissen*“ (1906). Als vierter gesellt sich den Genannten ein Amateur-Astronom hinzu, Egon Lützeler in Köln, der gleich im Vorwort die Erklärung abgibt:

„Es war nicht meine Absicht, ein Werk zu schaffen, das Anspruch darauf machen könnte, zu jenen hohen Werken ernster Wissenschaft gezählt zu werden, in denen unsere grossen Gelehrten die Ergebnisse eigener mühevoller Forschung, ihre scharfsinnigen Entdeckungen und Erfindungen niederzulegen pflegen.“

Unter ausdrücklichem Verzicht auf Originalität, wie sie Franz, Fauth, Klein u. a. für sich beanspruchen können, will er

„nicht nur der reiferen Jugend zur Belehrung, sondern jedermann zur Unterhaltung und Aufklärung das kleine Handbuch geschrieben haben,“ das „in leicht verständlicher Weise und ohne Aufwand an mathematischen Formeln alles zusammenträgt, was uns heutigen Tages über den guten stillen Mond bekannt ist.“

Wenn man die bescheidenen Ansprüche, die der Vf. an sich selbst und sein Werk stellt, von vornherein als Massstab der Kritik gelten lässt, so darf man ohne Uebertreibung sagen, dass er den Leser in weitgehendem Masse für seinen Gegenstand zu interessieren vermag, wenn auch der compilerische Charakter zuweilen stark hervortritt. Als Hauptführer diene ihm vor allem der Kölner Selenograph H. J. Klein, dessen eigene Forschungen und Arbeiten in breitem Masse berücksichtigt

wurden. Auch Prof. L. Weinek in Prag, der durch die künstlichen Vergrößerungen von Mondphotographien sich einen Namen erworben hat, sowie Maurice Loewy in Paris, der meisterhafte Hersteller von gelungenen Photographien, haben dem Werk zu Paten gestanden.

Zum Inhalt selbst genügt es, zu bemerken, dass die tieferen, nur durch die höhere Mathematik lösbaren Probleme der verwickelten Mondbewegungen — dem nächsten Zweck des Buches entsprechend — so gut wie unberücksichtigt gelassen worden sind (in dieser Beziehung bietet das oben erwähnte Büchlein von J. Franz Hervorragendes), während der eigentliche Schwerpunkt in die Topographie oder die „Mondlandschaften“ (94—225) verlegt erscheint. Es gewährt dem Leser keinen geringen Genuss, mit dem Vf. durch die grotesken Landschaften zu schweifen und ihm „von Nord nach Süd durch das Land der aufgehenden Sonne“ und weiterhin „durch den fernen Osten zum hohen Norden“ zu folgen. Ein zauberhaftes Märchenland ist es, wie kein zweites, durch das uns diese Reise führt, nur dass die Phantasie sich an der teleskopisch beobachteten Wirklichkeit unausgesetzt korrigiert und kontrolliert. An Stelle Virgils ist uns das unbestechliche Fernrohr zum sicheren Führer auf dieser Dante-Reise durch unbekannte Gegenden geworden.

In der „Biographischen Tafel“ (275 ff.) hätten wir gerne den einen oder anderen Namen, wie z. B. Lade und Rud. Falb, vermisst, wogegen wir es trotz aller Entschuldigung im Vorwort als einen empfindlichen Mangel bezeichnen müssen, dass so bedeutende Mondforscher wie Franz, Fauth, Brenner u. a. mit eisigem Schweigen übergangen worden sind. Aus grösseren Literaturkalendern hätten sich die nötigsten biographischen Notizen mühelos zusammensuchen lassen. Von mehreren weniger gelungenen Holzschnitten abgesehen, ist die textliche wie illustrative Ausstattung seitens der Firma Bachem als eine recht gute zu bezeichnen.

Breslau.

Dr. Jos. Pohle.

### **Dictionnaire de Philosophie ancienne, moderne et contemporaine.**

Par l'abbé Elie Blanc, professeur de Philosophie à l'Université catholique de Lyon. Paris (6), Lethielleux, rue Cassette 10. XVI, 1248 Spalten. Fr. 12.

Dieses philosophische Wörterbuch umfasst gegen 4000 kurze Artikel. Ein ganz bedeutender Bruchteil derselben ist den Philosophen des Altertums und der Neuzeit zugemessen. Die sämtlichen Artikel sind alphabetisch geordnet. Die verschiedensten Meinungen betreffs einzelner Fragen (z. B. Materie und Form, Essenz und Existenz, Individuationsprinzip) werden zuerst auseinandergesetzt, mit einzelnen Beweisen versehen, kritisch geprüft, und dann folgt die Meinung des Vfs.

Der praktische Wert eines solchen Werkes kann nicht in Frage stehen. Besonders den Studierenden ist ein solches Lexikon willkommen und nützlich; sie finden in demselben leicht und schnell gewünschten Aufschluss über öfter wiederkehrende Gegenstände wie: „Sein, Einheit und Verschiedenheit, Wahrheit, Güte, Zweck und Mittel, Substanz und Akzidenz, Qualität und Quantität, Zeit und Ort, Ursache und Wirkung, Gott, Seele, Bewusstsein, Gedächtnis, Wille, Freiheit und Notwendigkeit, Tugend und Leidenschaft, Recht und Pflicht“ u. dgl. sowie auch über die besondere Terminologie gewisser Lehrsysteme.

Dem Hauptteil des vorliegenden *Dictionnaire* sind zwei kurze Zusammenstellungen beigelegt. Die erste bringt eine Anzahl der hauptsächlichsten philosophischen Fragen in kurzen Schlagwörtern, welche man im Hauptteil findet. Die zweite gibt erst den Plan und dann die Geschichte der Philosophie: jedes Jahrhundert, oder besser jede Periode weist die Namen der Vertreter, die verschiedenen Systeme auf. Das ganze Werk ist in zweispaltigen Seiten gedruckt und sehr gut angeordnet. Der Gesamteindruck ist ein günstiger.

Dennoch dürfte die bessernde Hand noch an manche Stellen anzulegen sein. Der Vf. hat wohl zu viele Nummern auf so engem Raum zusammengeschrieben, wodurch die einzelnen Artikel an Gehalt und Gründlichkeit vielfach nicht auf der Höhe stehen. Mangelhaft sind auch die Literaturangaben, besonders bezüglich der nicht französischen Autoren; so z. B. ist bei dem Artikel über Hypnotismus die deutsche, englische und italienische Literatur zu wenig berücksichtigt. Die Titel der Werke nicht französischer Philosophen sind nur in französischer Sprache und nicht in dem Originaltext angeführt. Bei manchen Autoren möchte man genauere Angaben über ihre Arbeiten und Bücher finden; die Ausländer sind meist recht kurz behandelt; die Aufmerksamkeit des Vf.s ist zu einseitig seinen Landsleuten zugewandt, von denen manche unbedeutende Grössen angeführt werden. Auch ist die Charakterisierung der genannten Männer oft zu unbestimmt: z. B. bei Nietzsche ist kein Wort von seinem Atheismus gesagt, Schlegel und Schleiermacher gehen fast ohne Prädikat. Auch die scharfe Bestimmung der Systeme ist nicht immer ganz klar: z. B. die Scholastik wird ein *esprit* genannt, „elle est née chez les Pères de l'Eglise et leurs successeurs du juste souci d'accorder la raison et la foi;“

dann eine

„*méthode rigoureuse*, empruntée surtout à Aristote, telle qu'il la fallait pour réaliser cet accord;“

und endlich

„un *système* toujours perfectible, dont les bases se trouvent surtout dans l'oeuvre de St. Thomas.“

Noch knapper wird die Neoscholastik definiert:

„Nom qui a été pris par des philosophes scolastiques contemporains, parmi lesquels se distinguent les professeurs de l'Institut supérieur de Philosophie de Louvain, qui publient la Revue néo-scholastique.“

Auch andere Definitionen könnten präziser sein, z. B. die der Elemente, wo die philosophische Frage, *quomodo elementa sunt in composito chimico*, gar nicht berührt wird; ebenso die des Wunders, der Natur, der Gelegenheit zum Unterschiede von Ursache.

Als Druckfehler in den Namen sind mir aufgefallen Hoffding statt Höfding, Vundt (im Vorwort) statt Wundt.

Bei Erörterung mehrerer Schulfragen, z. B. der *distinctio inter essentiam et esse*, des *principium individuationis*, der *sensatio* gibt der Vf. erst die verschiedenen Meinungen mit dem einen oder anderen Beweis; nur wäre grössere Präzision und schärfere Hervorhebung der Beweise erwünscht. Dann folgt die etwa notwendige Widerlegung der Beweise durch die entgegengesetzte Meinung; auch da könnte mehr Klarheit und gründliche Lösung angebracht werden. Am Ende der Abhandlung gibt Vf. dann auch seiner eigenen Ansicht Ausdruck. Beim Individuationsprinzip versucht er alle Ansichten in eine zu verschmelzen, und dabei verändert er den Standpunkt der Frage dorthin, dass nicht mehr der Grund einer Vervielfältigung, sondern die äusseren Anzeichen der Individuation besprochen werden. Die Scholastik soll ferner die *distinctio realis* in eine *maior*, eine *modalis* und eine *virtualis* einteilen: leider ist nicht angeführt, welche spezielle Schule diese Einteilung macht, denn im allgemeinen ist die Behauptung nicht richtig.

So ergibt sich, dass in diesem *Dictionnaire* manche Verbesserungen noch gemacht werden können, obwohl das Werk ja im Ganzen genommen gute Dienste leisten wird.

Hünfeld.

P. Nic. Stehle O. M. I.